

Surrealisten lassen es regnen

Ueber Buchrücken zum Leuchtturm

Paris hat wieder seine Sensation: 95 surrealistische Künstler stellen in der Galerie Maeght in der Avenue de Messine aus. Es zeigt sich, daß der gute Bürger, viele sagen: der Mensch mit einfachem, normalem Verstand und Begriffsvermögen, die Empfindung hat, kräftig aufs Haupt geschlagen zu werden.

Es ist nach 1938 wieder die erste Ausstellung des Surrealismus, der es sich zum Programm gemacht hat, „innere Bilder, Träume, alles-Irreale sichtbar zu gestalten“. Ausstellungsstücke, die als „Kostproben“ am Eingang zur Ausstellung aufgestellt sind; geben zu mehr oder minder bemerkenswerten Äußerungen der Passanten Anlaß und bereiten den Besucher vor.

21 Stufen, die die Form von Buchrücken haben, steigt man zur Ausstellung hinauf. An einem symbolischen Leuchtturm vorbei gelangt man in den „Saal des Aberglaubens“.

Man führt den Gast weiter in den „Saal der Reinigung“, in dem es dank einem ausgeklügelten Berieselungssystem leise, aber stetig regnet. Es liegt nahe, zu vermuten, daß „Regen“ als äußere Ausdrucksform innerer Erlebnisse dem Surrealismus teuer ist. Schon in der Ausstellung 1938 „regnete“ es sanft auf eine Schaufensterpuppe, die leer lächelnd in einem uralten Taxi saß, und über die lebende Schnecken krochen.

Unter den Traumgestalten sind manche, die die Höhe wahrhafter Poesie erreichen. Andere rufen den Verdacht wach, sie seien für das Gruselkabinett eines Panoptikums gedacht.

Es gibt Besucher, die sich viele Werke nach Freuds Psychoanalyse als Erscheinungsform von Verdrängungen erklären. Die Surrealisten behaupten, auch diese Art der „Entäußerung“ sei wichtig.



Kostprobe im Vorübergehen
Surrealismus in Paris



Präsident, Professor, Ehrendoktor, Ehrenbürger — kurz: der Maler Max Liebermann*)

Geburtsstagsfeier in den Galerien

„Max Liebermann, det is jenug“

Die Kunstexperten öffneten die Schleusen ihrer Schreibsamkeit, Zeitungen und Zeitschriften brachten Gedenkartikel, Museen und Galerien zeigten Gedächtnisausstellungen: am 20. Juli ist der 100. Geburtstag Max Liebermanns. Vor zwölf Jahren, bei Liebermanns Tod, schwieg Deutschland schmählicherweise.

„Max Liebermann“ — schreibt Karl Scheffler, einst Redakteur der Zeitschrift „Kunst und Künstler“, in seinem jetzt bei Paul List herausgekommenen Buch „Die fetten und die mageren Jahre“ — „starb zu Beginn des Jahres 1935. Seine beiden letzten Lebensjahre waren schwer, weil er, der Jude, von der allmächtigen Partei geächtet wurde.“

„Er legte sein Amt als Präsident der Preußischen Akademie der Künste nieder... Kränklichkeit stellte sich ein, und er starb im 88. Lebensjahre, den Regierenden bequem, weil sein Dasein wie Kritik wirkte.“

„Beigesetzt wurde er in der Familiengruft auf dem alten Jüdischen Friedhof am Schönhauser Tor. Wäre er einige Jahre früher gestorben, so hätte es... eine Leichenfeier größten Stils gegeben. Jetzt waren weder die Künstler, deren Vertreter er fast fünfzig Jahre lang gewesen war, noch die akademischen Korporationen anwesend.“

„Keiner von den Würdenträgern, die in seiner Wohnung als Gäste ein- und ausgegangen waren, erwies ihm die letzte Ehre, kein Abgeordneter der Stadt Berlin, deren Ehrenbürger er gewesen war, kein Offizieller sprach ein Wort des Dankes und des Abschieds.“

„Von allen Künstlern, die er mittelbar und unmittelbar gefördert hatte, waren nur vier zur Trauerfeier erschienen. Es ziemt sich, ihre Namen zu nennen: Käthe Kollwitz, Hans Purrmann, Konrad von Kardorff und Klein-Diebold. Mit seinem Vater, dem Chirurgen Sauerbruch, dem Arzt Liebermanns, war auch dessen Sohn, ein junger, begabter Zeichner erschienen.“

*) Selbstbildnis. Besitzer Ed. Krüger, Berlin.

Die in Farben leuchtenden Bilder dieses Malers, dessen Witwe, von der Gestapo bedroht, Veronal nahm,*) waren zwölf düstere Jahre lang von den Wänden der deutschen Galerien verschwunden. Die Bilder der im Sonnenlicht flimmernden Gärten, der schattigen Alleen, der Parkwinkel, der einfachen Menschen bei der Arbeit der noblen Herren und Damen zu Pferde, am Strande und beim Polospiel. Zu Gedächtnisausstellungen vereint, zügelten Gemälde, Zeichnungen und Graphik jetzt doppelt eindringlich Max Liebermann als den großen Meister des deutschen Impressionismus.

Der Maler, der in seinen Bildern nichts Pathetisches kennt, hielt auch als Mensch nichts von großem Gehabe. Er war so schlicht und uneierlich, wie er sich in seinen vielen Selbstbildnissen gibt. Sein Witz, ein Witz Berliner Prägung, war berühmt, es gibt viele Anekdoten darüber.

Keine von allen scheint bezeichnender für ihn zu sein als diese: Der Verfasser einer Biographie des Malers legte ihm die Korrektur seines Buches vor. „Präsident der Preußischen Akademie der Künste, Professor, Dr. honoris causa“ stand auf dem Titelblatt. Max Liebermann strich das alles durch und sagte: „Ich bin Max Liebermann, det is jenug.“

*) „Am nächsten Tage schon trieben sich in der an schönen Bildern und Möbeln noch reichen Wohnung einige bei der Partei wohlakkreditierte Kunsthändler weniger umher. Doch zerstörte eine Bombe wenige Tage später dann die ganze Hinterlassenschaft“, schreibt Karl Scheffler.

KIRCHE

Mit den Anfängen anfangen

Sieben Thesen in der Petri-Kirche

In der Hamburger Petri-Kirche, die von den Kriegsschäden befreit wird, saßen die Zuhörer sogar auf den schwankenden Brettern des Baugerüsts. Kirchenschiff und Empore waren überfüllt. Auf der Kanzel stand, im Straßenanzug, der 61jährige Schweizer Theologe Professor Karl Barth. Er war auf Einladung der evangelischen Studentenjugend gekommen.

Karl Barth war bis 1924 Pfarrer in der Schweiz. Vor 25 Jahren erregte er Aufsehen, als er mit seinen kompromißlosen Forderungen eine reinigende Wirkung in der Theologie erzielen wollte. Als die Welt nach dem ersten Weltkrieg moralisch aus den Fugen war, begann er seine schonungslose Kritik an der Gesellschaft, am Staat, aber auch am kirchlichen Dogma.

Er war dann Theologie-Professor in Göttingen, Münster und bis 1933 in Bonn, die „bekenkende Kirche“ hatte ihn als Wortführer. Er stellte sich in scharfem Gegensatz zu den Forderungen der „Deutschen Christen“, was „an höchster Stelle“ Mißfallen erregte. Karl Barth zog sich in die Schweiz zurück.

„Man ist nicht Christ, wie man Mitglied einer Partei ist“, sagte Barth, der Verfechter des „radikalen Christentums“. „Christentum bezieht sich nicht auf etwas, das der Mensch besitzt. Ein Christ hat keinen Anspruch vor Gott und den anderen. Wir leben alle nebeneinander in Schuld und Not. Wir stehen vor dem Zusammenbruch vor dem, was Kultur geheißen hat. Und es ist nötig, ja zu sagen, nachdem soviel nein gesagt worden ist. Wir müssen wieder lernen, mit den Anfängen anzufangen, sozial, politisch, wirtschaftlich. Auch wir Christen müssen uns der Grundlagen des Christentums besinnen.“